

Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 51 (1984)

Artikel: Emil Ryser : meine Burgdorfer Zeit (1870/77)
Autor: Ryser, Bernhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1076072>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Emil Ryser

Meine Burgdorfer Zeit (1870/77)

herausgegeben von
Bernhard Ryser

Am 1. Mai 1870 machte ich das Aufnahmeexamen ins Progymnasium in Burgdorf. Mein Vater^l hatte mich einige Tage vorher zur mündlichen Anmeldung bei Rektor Zanger begleitet. Vom Examen selber ist mir wenig in Erinnerung geblieben. Es fiel gut aus, so dass ich provisorisch aufgenommen wurde. Nach dem ersten Quartal erfolgte die definitive Aufnahme. In Bannwil und in Kirchberg war ich in der Schule als Sohn des Oberlehrers eine «Respektsperson» gewesen. Hier in Burgdorf konnte ich als einfacher Landbub weder in der Körpergrösse noch in der Kleidung den feinen Stadtsöhnen imponieren. So benahm ich mich anfänglich zurückhaltend. Die Klasse bestand aus Lateinern und Realisten. Diese würden heute Sekundarschüler genannt. Wir Lateiner sassen auf den zwei vordersten Bänken, und ich bekam natürlich als Neuling den letzten Platz. Hinter uns füllten die Realisten drei bis vier Bänke. Nach einem Jahr konnte ich dank guter Leistungen meinen letzten Platz verlassen und mich auf den zweiten setzen. So kam ich neben meinen späteren Lebensfreund *Ernst Röthlisberger*^{la} zu sitzen. Wir gingen einen langen Weg zusammen und konkurrierten ehrgeizig aber friedlich in den Zeugnissen. Hie und da hatte er eine Note besser, hie und da ich: meist waren wir aber wörtlich gleich, so auch bei der Maturität. Wir waren die zwei einzigen, die dieses Endziel erreichten. Zusammen gehörten wir der Aktivitas der Bertholdia und später der Helvetia an, bestanden miteinander das Propaedeutikum und das Staatsexamen. Während sieben Jahren war die fünf Kilometer lange Strecke von Kirchberg nach Burgdorf mein täglicher Weg. Velos gab es wenige und wirkten mit ihren drei Rädern, einem sehr grossen und zwei kleineren, geradezu komisch. Das Gehen machte aus dem eher schwächlichen Knaben, der bisher überhaupt keinen Schulweg hatte, einen gesunden und abgehärteten Jungen. Der Anfang war auch hier hart. Im Sommer hiess es um fünf, im Winter um sechs Uhr aufstehen. Halb schlafend wurde gefrühstückt, und dann ging's auf den langen Weg, bei Sonnenschein und Regen, bei Sturm

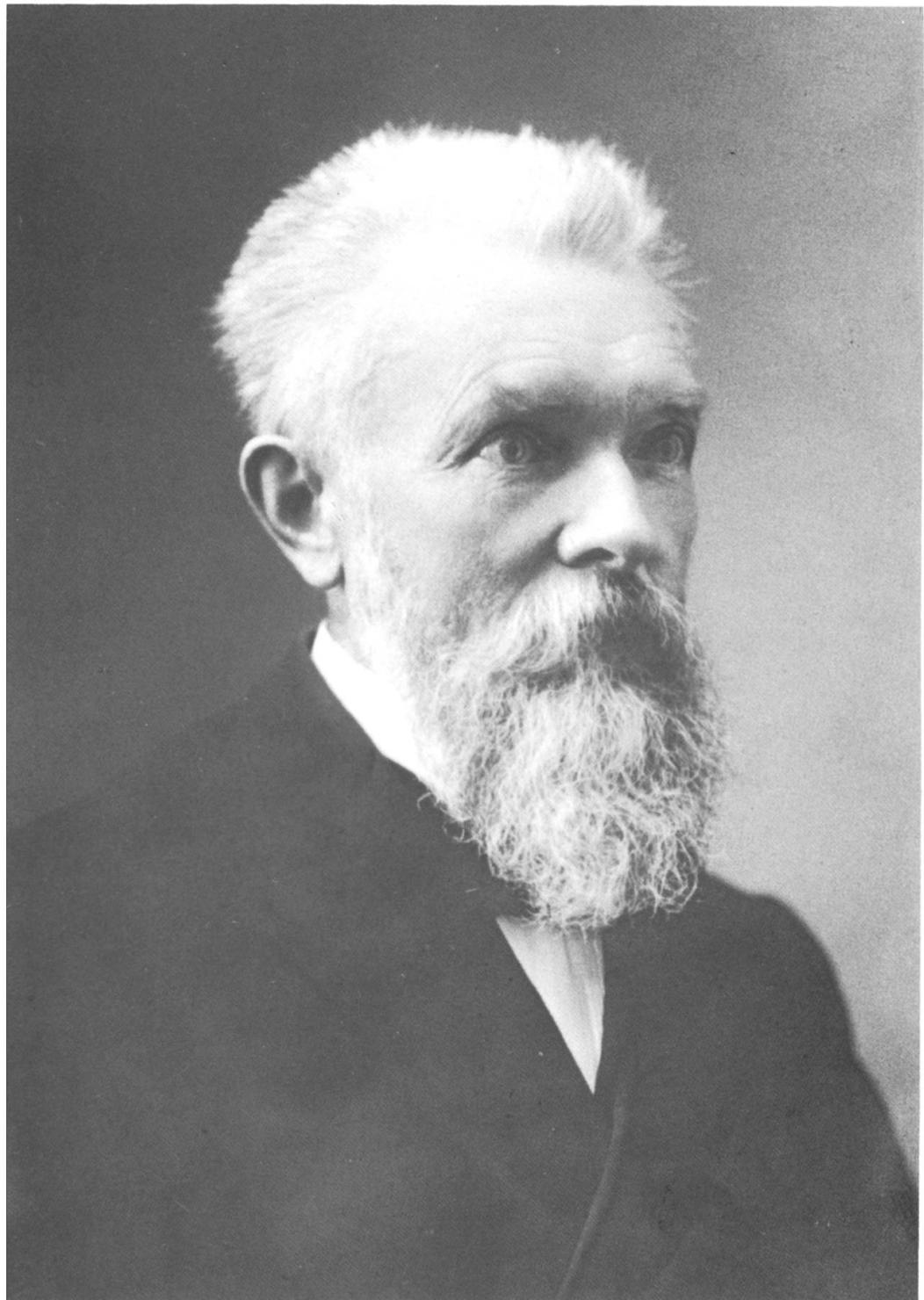
und Sonnenglut, und im Winter bei grimmiger Kälte. Ja, es gab damals recht strenge Winter mit viel Schnee. Meistens musste ich mir selber einen Weg bahnen und sank oft tief ein. Mit Kleidern war ich noch nicht so gut ausgerüstet wie die Kinder von heute. Ich erinnere mich nicht, je einen Mantel besessen zu haben, und oft schaute morgens die Mutter mit feuchten Augen dem Buben nach, wie er durch Nacht und Schnee stampfte. Am Abend schickte sie mich stets früh ins Bett, meist schon um acht Uhr. Wenn ich dann im Sommer, wenn es noch ganz hell war, nicht einschlafen konnte und durch das offene Fenster die Kinder des Dorfes auf dem Turnplatz lärmten und spielen hörte, jammerte ich ihr manchmal mein bitteres Los. Dann tröstete sie mich: «*Das ist nur vorübergehend. Dafür wirst du später etwas Besseres werden als die, die da unten noch bis in alle Nacht hinein herumstreichen und lümmeln.*»

An diese Wanderungen des Morgens früh und abends denke ich gern zurück. Ich habe dabei fast 20 000 Kilometer zurückgelegt und benötigte am Anfang 8800, später dann nur noch 8000 Schritte für diese Wegstrecke, die ich in drei Abschnitte einteilte. Über die Emmenbrücke gelangte ich über den «Däntschi», neben dem sich der grüne Schachen hinzog, auf die Landstrasse, die den zweiten und langweiligsten Streckenteil bildete. Vom Bahnhof, wo die ersten Häuser von Burgdorf standen, bestieg ich den Hügel, auf dem die Kirche steht, und gelangte durch den Kreuzgraben zum Schulhaus. Ich war gewöhnlich der erste im Klassenzimmer.

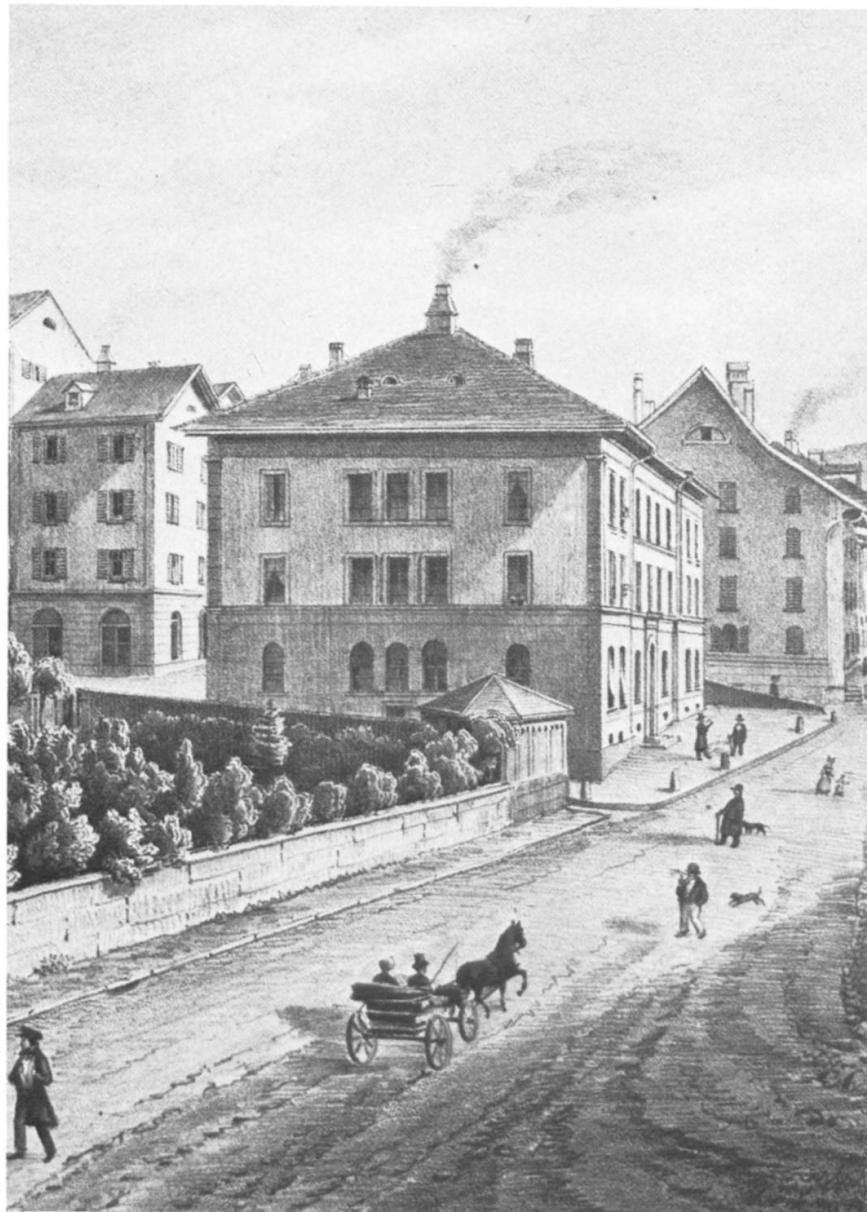
Für die einfachen Schönheiten des Weges war ich nicht blind, so dass ich mich eigentlich auf meinen einsamen Wanderungen nie gelangweilt habe. Ich sah, wie im Frühling die ersten Blumen hervorguckten, und freute mich im Herbst an der Pracht der buntfarbenen Buchenwälder oberhalb der vier Flühe.

Ich schreckte auch nicht zurück vor dem dichten Nebel, durch den ich nicht einmal die hochragende Stadtkirche erblicken konnte. In den letzten zwei Schuljahren konnte ich im Sommer die in Betrieb genommene Burgdorf-Solothurn-Bahn benutzen. Leider stimmte im Winter die Ankunftszeit nicht mit dem Schulbeginn überein, so dass mir die Winterwanderungen nicht erspart blieben.

Bei der grossen Entfernung war es ausgeschlossen, mittags heimzugehen. Es galt also, einen Kostort zu suchen. Diesen fanden meine Eltern bei einer befreundeten Familie. Als Kostgeld wurde die für damals respektable Summe von zwanzig Rappen festgesetzt. Ich hoffe, dass meine Kostgeber, an deren Tisch über zehn Personen mitasssen, an mir keinen Schaden erlit-



Tafel 1 Emil Ryser



Tafel 2 Altes Gymnasium

ten haben. Dass da noch einer mehr war, verspürten meine Tischgenossen etwa gleich wie ein Pferd, dem ein Vögelchen aus der Krippe frisst. War man mit Essen fertig, schleckte jeder Löffel, Gabel und Messer ab und steckte sie an die Wand hinter den Lederrriemen. Nachher wurde die Stube gekehrt, so dass dichter Staub aufstieg. So flüchtete ich mich ins Nebenzimmer und nahm still meine Bücher zur Hand. Der alte *Peter Aeschbacher*², im Volk «Hirschipec» genannt, sass gewöhnlich auch da. Als alter Bauersmann konnte er es jetzt gemütlicher nehmen. Dieser, mein Kostgeber, bemitleidete das junge Bürschischen, das so viel lernen musste. Denn das kam dem alten Mann, der kaum lesen, geschweige denn mehr schreiben konnte als seinen Namen, gar schrecklich vor, so dass er einmal zweien meiner Lehrer, die er zufällig unterwegs angetroffen hatte, schwere Vorwürfe machte. Ab und zu las ihm seine Frau aus meinem Lesebuch diese oder jene kurze Geschichte vor, die er mit Wohlgefallen anhörte. Nach einiger Zeit musste ich diesen ländlichen Kostort verlassen, weil die ganze Häusergruppe, genannt «bei den Scheunen», niederbrannte³. Die alten, müden Eheleute liquidierten ihren Bauernbetrieb und bezogen eine kleine Wohnung. Doch fanden sie für mich noch eine neue Unterkunft, in der der schüchterne Knabe ein zweites Heim fand. Mein neuer Kostgeber, Bäckermeister *Obrecht*⁴, der sein Geschäft gegenüber dem Casino im untersten Haus am Kirchbühl, wo die Marktauben beginnen, betrieb, führte nebst der Bäckerei noch eine gutbesuchte Küchliwirtschaft. Er war ein ehrenwerter Handwerksmeister, etwa fünfzigjährig, wohlhabend, politisch und kirchlich konservativ, ein würdiges Mitglied des Kirchgemeinderates. In diesem Haus hörte man keinen Streit, kein lautes, heftiges Wort, weder bei den Mägden, noch bei den Bäckerburschen. Oft lauschte ich dem Meister, wenn er in einer Arbeitspause im obern Stockwerk am grossen Harmonium für sich spielte. Wenn ich in der Ecke beim Fenster hinter meinen Büchern sass und gelegentlich beobachtete, was draussen vor sich ging, sah ich manchmal diesen oder jenen Lehrer ins Casino hüpfen. Ich achtete mich der Frauen und Töchter vom Lande, die es sich bei Obrechts an Kuchen und Kaffee wohl sein liessen. Mittags setzte sich alles in patriarchalischer Gemütlichkeit um den grossen Tisch herum, Meisterleute und Gesinde. Vater Obrecht hatte seinen Platz zuoberst, neben ihm auf der einen Seite ich, wie ein Ehrengast. Stets wurde ein schmackhaftes Essen aufgetragen. Hier lernte ich mir bisher nicht bekannte Gerichte kennen, so auch Pasteten, von denen ich nur in Büchern gelesen hatte. Ich fand auch Geschmack an gezuckertem Kopfsalat. Nur am Donnerstag, am Burgdorfer

Wochenmarkt, war die weite Stube so dicht mit schmausendem Landvolk besetzt, dass für die Familie kein Platz übrigblieb und jeder für sich einen stillen Winkel suchen musste. Das war für mich immer ein Festtag, weil ich Kaffee und gelben Eierkuchen erhielt.

In diesen Jahren wurde aus dem schüchternen und eher verschlossenen Knaben ein offener und zugänglicher Bursche. Diese positive Entwicklung verdanke ich zum Teil dieser guten Atmosphäre, die in diesem Haus, wo ich mich so geborgen fühlte, herrschte. Nicht nur die Rosen brauchen Sonnenschein zur Entfaltung, sondern auch die Kinder. So kam ich aus mir heraus und fand für jedermann ein freundliches Wort, einen Scherz, der auch in vergrämten Gemütern eine sonst nicht mehr klingende Saite von Fröhlichkeit ins Schwingen brachte. Oft hörte ich den Ausruf: «*Wie hat sich der Junge verändert!*»

Bei Obrechts blieb ich bis zur Maturität, also fast sechs Jahre. Bei allen Familienfestlichkeiten war ich dabei. An der Silvesterfeier, an der ich die erste Schnitzelbank erlebte, ging es besonders fröhlich zu und her. Auch als Student kehrte ich gerne dort ein.

Von all diesen lieben Leuten ist niemand mehr am Leben. Kein Kind, kein Enkel, dem ich meine Dankbarkeit erweisen könnte, ist übriggeblieben. Wenn ich die seltenen Male, in denen ich in Burgdorf bin, an jenem Hause vorbeischreite, in dem mir so viel Liebes entgegengebracht worden ist, werfe ich einen Blick zu meinem Fenster und träte so gerne einen Augenblick ein. Aber andere, mir unbekannte Leute hausen nun dort.

An die sieben Burgdorfer Schuljahre knüpfen sich tausend Erinnerungen, schöne und andere. Unser damaliges *Schulhaus* stand am Ende der Schmiedengasse, in der Ecke der früheren Stadtbefestigung, und der grosse, mit Kastanienbäumen bepflanzte Spielplatz davor hat noch den Namen «*Graben*» behalten. In den ersten Jahren hatten wir gar kein Klassenzimmer. Jeder Lehrer wartete in den Pausen in seinem Zimmer auf die Schüler, welche lärmend, mit Sack und Pack beladen, diesen Wechsel vollzogen. Jeden Montag mit Schulbeginn kamen die Lehrerschaft und die ganze Schülerschar, im ganzen etwa 170, im Singsaal zum Appell zusammen. Da wurde jeder mit Namen abgelesen, als ob man Angst gehabt hätte, es sei jemand über den Sonntag spurlos verschwunden. Anschliessend gab der Direktor noch einige Mitteilungen bekannt. Die erste Schulstunde, in der wir noch am lernbegierigsten gewesen wären, blieb auf diese Art unge nutzt. Von den Lehrern erschienen nicht immer alle, weil ihnen diese Zere-

monie doch zu dumm vorgekommen sein mag. Erst mit dem neuen Rektor verschwand diese Art von Wochenbeginn.

Anfänglich kam es mir respektlos vor, dass nicht jeder Tag mit Religionsunterricht begann, wie ich es doch bisher gewöhnt gewesen war. Die wöchentlichen zwei Lektionen waren beliebig zwischen andern Fächern eingeschoben, als wäre Religion ein Fach wie jedes andere. Ausser im Latein konnte ich den Stoff leicht bewältigen. In freundlicher Weise nahm sich hier Pfarrer *Heuer*⁵ meiner an, der in Burgdorf als sogenannter Prediger seines Amtes waltete. Er liess mich oft in seine Junggesellenwohnung kommen, so dass ich bald die Klasse stofflich eingeholt hatte. Unter den Lehrern war mir in den ersten Jahren Herr *Muralt*, der Deutschlehrer, am liebsten. Er war ein gutmütiger Mann, der für unsere Lesewut viel Verständnis zeigte. Als Leiter der Schulbibliothek war er nicht pedantisch und setzte unserer Wahl keine Schranken. So verschlangen wir denn mit Vorliebe Coopers «Lederstrumpf» und den «letzten Mohikaner», um nur einige der von vielen Lehrern verachteten Bücher zu nennen. Dieser Lehrer war sehr gewissenhaft im Erteilen der Zeugnisnoten. Ob wir Aufsätze schrieben, lasen, deklamierten oder bloss antworteten: immer kritzelt er seine Noten ins Heft, so dass die guten Schüler pro Quartal auf ein Punktetotal von über 190 kamen.

Lieb wurde uns im Verlaufe der Zeit auch der Lateinlehrer *David Stüssi*^{5a}, ein Glarner, der wohl von äusserster Strenge und Exaktheit, aber korrekt und wohlwollend war. Komisch erschien uns der ernste Mann, wenn er uns mit Temperament den Stechschritt der römischen Legionäre vordemonstrierte. Mit Begeisterung führte er uns bei Ovids «Metamorphosen» in die Geheimnisse der römischen Metrik ein. Er starb, während wir noch in den höhern Klassen sassen, nach langem Leiden an Tuberkulose. Schon wochenlang im voraus hatte der Gesangslehrer mit uns die Grablieder eingeübt, was wir als etwas taktlos empfunden haben. Sein Tod ging uns nahe.

Beim Schreib- und Zeichnungslehrer *Nieriker*^{5b} habe ich weder schön schreiben, noch zeichnen gelernt. Das war nicht sein Fehler, denn mir fehlte ganz einfach die Begabung. Nur in der Rundschrift habe ich genügt. Die Zeichnungsmethode war noch die alte: Jeder Schüler durfte sich eine Vorlage auswählen. Nach der Natur zeichnete und malte man nicht. Ich versuchte mich meist an Landschaften. Einst fiel mir aber ein Blatt in die Hand, das mich fesselte, so dass ich beschloss, es zu kopieren. Als ich es dem Lehrer zur Genehmigung vorwies, schaute mich dieser einen Augen-

blick verblüfft an, dann nickte er. Ob Raffael an der von mir gezeichneten «Madonna della Sedia» Freude gehabt hätte, bezweifle ich.

Wir mögen in der zweiten Progymnasiastenklasse gewesen sein, die heute der Quinta entsprechen würde, als ein neuer Lehrer zu wählen war. Unter den zahlreichen Bewerbern befand sich einer, der zwei Gewichtsteine in die Waagschale werfen konnte: Er war der Sohn eines Regierungsrates und hatte zum Doktor der Philosophie promoviert. Das war damals etwas Ausserordentliches, eine Auszeichnung, der sich keiner unserer Lehrer zu rühmen die Ehre hatte. Die Schulkommission des Provinzstädtchens fühlte sich daher geschmeichelt, dass sich eine solche Kapazität um ihre Gunst bewarb und wählte ihn⁶. Dass er frisch von der Hochschule kam, keine Praxis besass, keine Gelegenheit gehabt hatte, sein Lehrertalent leuchten zu lassen, das fiel nicht in Betracht. Bei uns hatte er die Geschichte des Mittelalters zu dozieren. Damals stammten unsere Lehrbücher alle aus Deutschland und veranschaulichten uns deutsches Wesen und Kaisertreue. Mit grossem Respekt vor der Gelehrsamkeit des neuen Lehrers sahen wir ihn seinen Einzug halten, fanden aber schon in der ersten Stunde seine Schwächen heraus. Er schien ein gutmütiger Mann zu sein, jedoch aber kein Doctor disciplinae, denn sofort spross ungebärdiges Benehmen in der Klasse, wie nach befruchtendem warmen Regen auf dem Gefilde Unkraut emporwächst. Vorsichtig tasteten wir anfänglich, wie viel an Frechheiten es erleiden möge. Unser Jugenddrang, von niemandem gebändigt, entwickelte sich rasch zu überbordender Tatenlust. So verfloss denn jede Stunde in reicher Unterhaltung, weniger für den Lehrer als für uns. Ich habe mich damals oft verwundert, dass der Lehrer diese Ungezogenheiten nicht vor der Konferenz oder vor dem Rektor zur Sprache brachte und um Hilfe nachsuchte. Es wurde nicht aus Gutmütigkeit unterlassen, sondern offenbar schämte er sich, dass er nicht Disziplin halten konnte. Vielleicht hat er in der Einsamkeit schmerzliche Stunden durchgelebt. Aber daran dachten wir nicht. Kinder können grausam sein und verspüren kein Mitleid gegenüber einem Lehrer, der eine Stelle bekleidet, der er nicht gewachsen ist. Wir waren nicht besser und nicht schlechter als die heutigen Schüler. Die gleichen Knaben konnten in der nächstfolgenden Stunde bei einem andern Lehrer ganz sittsam und brav dasitzen und an keine Dummheiten denken. Beim neuen Französischlehrer *Joseph Rey*⁷, den wir auch gleich in der ersten Stunde auf Herz und Nieren geprüft und sofort herausgefunden hatten, woran wir mit ihm waren, verhielten wir uns jedenfalls ruhig und manierlich, wagten keine unnötige Bewegung und fühlten uns eigentlich

ganz wohl dabei. Die Persönlichkeit macht den Lehrer, nicht Titel und Gelehrsamkeit!

Von Krieg und Militärlen

Im ersten Burgdorfer Sommer brach der deutsch-französische Krieg aus. Eines Mittags stürzte mein Vater ins Zimmer mit dem Ruf: «*Der Krieg ist erklärt.*» Fleissig versammelten sich die Honorationen des Dorfes auf dem Kirchberger Postbüro, und der Postmeister Jordi fing die Depeschen ab und eröffnete, was vorgefallen, was denn auch innert kürzester Frist dem ganzen Dorf bekannt gemacht wurde. Jeder ergriff Partei: die Mehrzahl für das stammverwandte Deutschland. Auch wir Buben wünschten aus vollem Herzen den Deutschen den Sieg. Der Vater war allerdings diplomatischer und meinte, es wäre am besten, wenn die beiden Mächte einander so verhauen würden, dass sie nachher genug hätten und ihren Nachbarn nicht mehr gefährlich wären. In der Schule hatten auch die Franzosen ihre Anhänger, was ich einfach unbegreiflich fand. In den Pausen wurde heftig debattiert und oft auch sogar geprügelt. Als wir deswegen einst zersaust und verspätet ins Singen kamen und der Lehrer uns nach der Ursache fragte, gestanden wir aufrichtig, wir hätten uns draussen geschlagen, Preussen gegen Franzosen. Da schrie er uns an, es war der vielgefeierte Komponist Agathon Billeter: «*Was, ihr einfältigen Jungen? Ihr seid nicht Preussen und nicht Franzosen, ihr seid dumme Schweizerbuben. Schämt euch, dass ihr das vergessen habt.*» Als dann die Franzosen ihren Napoleon verjagt und eine Republik gegründet hatten, wandte ich ihm auch noch ein Stück Sympathie zu und hätte ihm nachträglich gerne einige Siege gegönnt. Der Winter 1870/71 war kalt und schneereich. Ich einsamer Morgenwanderer habe ihn schwer genug gespürt und hatte darum mehr Mitgefühl für die armen Soldaten der Bourbaki-Armee, die geschlagen, zermürbt und zerlumpt die Grenze überschritten und im ganzen Land interniert wurden. Burgdorf erhielt eine zahlreiche Einquartierung, und wir brachten den Soldaten oft Äpfel, versuchten unsere Sprachkenntnisse, die aber so theoretisch waren, dass wir in der Konversation rasch stecken blieben. In Kirchberg und anderswo wurden den Soldaten sogar die Kirchen angewiesen und die Schulhäuser für den Gottesdienst benutzt. In Kirchdorf brannte durch Leichtsinn der Internierten die Kirche ab, worauf eine neue gebaut und von Frankreich prompt bezahlt wurde⁸.

Im folgenden Frühling trat ich ins Kadettenkorps ein. Das bunte Tuch der Uniform hatte es mir angetan. Wie auch anderswo blieb hier ebenfalls die Wirklichkeit hinter der schönen Phantasie zurück. An das dumme Muttenstüpfen auf der Schützenmatte am Samstag nachmittag sind mir keine allzu rosigen Erinnerungen geblieben, ausser an die grossen Pausen, in denen wir unter den schattigen Bäumen des Schützenhauses sassen und uns an Bier erlaubten. Das Glas, damals 3,75 Deziliter, kostete 15 Rappen, zwei nur 25, weshalb wir, um von diesem Vorteil zu geniessen, uns associerten und einer für zwei abwechslungsweise zum Fass ging, so dass jeder alle vierzehn Tage fünf Rappen sparte.

Mehr Interesse als dem Manöverieren brachte ich der Handhabung des Gewehrs entgegen, obschon mir das Putzen desselben immer schwer fiel. Im ersten Jahr hatten wir noch Vorderlader. Im nächsten Jahr wurde uns bereits ein leichtes Gewehr ausgehändigt, an dessen feinem Mechanismus ich mich erfreute. Mit dieser, für die damalige Zeit modernen Waffe, habe ich beim Wettschiessen eine Prämie herausgeschossen.

Das schönste am Kadettenwesen war unsere Mitwirkung an der *Solennität*^{8a}, bei deren Namen jedem alten Burdleferschüler das Herz freudig hüpf. Der Vormittag brachte uns noch nicht viel, nur eine lange Feier in der Kirche und den Schülerbatzen. Am Nachmittag war die ganze Stadt auf den Beinen. Sogar von weit her strömte das Landvolk herbei, um den Festzug anzuschauen. Da marschierten Wilhelm Tell mit seinem Knaben, die Mädchen trugen Kränze, und wir Kadetten bildeten uns ein, sie durch unsere Uniformen noch zu überbieten. Wir älteren und grösseren, nicht mehr Füsiliere, sondern Jäger, mit einem Busch von Rosshaar auf dem Käppi, hielten uns für die Krone des Festzugs. Draussen auf dem Festplatz am Fuss der Flühe war grosses Getümmel. Es wurde gespielt und getanzt, und wir Kadetten lieferten eine grosse Schlacht, deren Knalleffekt meist in der Erstürmung bestand, wobei wir aus Leibeskräften «Hurra» brüllten. Die Erinnerung an diese Glanzpunkte unserer Schulzeit begleitete mich bis ins Alter. Leider habe ich mich vor einigen Jahren überreden lassen, noch einmal die Solennität zu besuchen, und ich habe mir dabei die schönen Bilder, die ich so lange in meiner Seele herumgetragen, grausam zerstört. So sonnig hatten sie im Gedächtnis gelegen, und jetzt war alles so ganz anders, so fade, so gleichgültig, so fremd. Ach, es mag gleich schön gewesen sein wie vor funzig Jahren, nur ich war nicht mehr der gleiche. Während zu langer Zeit war ich diesem Fest ferngeblieben.

Der kirchliche Unterricht, Kinderlehre und Unterweisung

An den Religionsunterricht im Progymnasium erinnere ich mich nicht mehr. Es ist auch begreiflich. Sieben Jahre war ich in der Primarschule Tag für Tag während der ersten Morgenstunde an der Hand einer trockenen, aber ausführlichen Kinderbibel in die biblische Geschichte eingeführt worden, und jetzt lag wiederum für ein paar Jahre der gleiche Stoff vor uns. Eine solche biblische Überfütterung muss abstumpfend wirken, auch wenn wir in Herrn Pfarrer Heuer einen guten Lehrer hatten, der auch Disziplin zu halten vermochte, was gerade im Religionsunterricht sonst nicht immer der Fall ist. Der Stoff selber, der dem Religionsunterricht zugrunde lag, war und blieb für mich etwas Ehrwürdiges, ich möchte fast sagen etwas Heiliges. Mein Vater war kirchlich und politisch freisinnig und hatte von Anfang an die Reformblätter abonniert, und ich warf ab und zu etwa einen Blick hinein, fühlte aber einen gewissen Widerwillen dagegen: Die scharfe Kritik gegen biblische Berichte und bisweilen auch der Ton, der dabei angeschlagen wurde, verletzten mein Pietätgefühl, und ich ärgerte mich über dieses Allesbesserwissenwollen, da es sich doch um Geheimnisse handelte, in die kein Auge hineinschauen kann. In andern Stücken liess ich meinem Verstand volle Freiheit. Zum Nachdenken boten mir meine einsamen Spaziergänge und der weite Schulweg freie Zeit, und so habe ich schon früh die Existenz eines Teufels mit Religions- und Verstandesgründen ein für alle-mal für mich gründlich abgetan.

Nun galt es, sich für die Kinderlehre einschreiben zu lassen, die zwei Jahre dauerte. Da ich werktags jeden lieben Morgen nach Burgdorf wallfahrtete, was mir des Guten genug schien, bat ich um die Erlaubnis, die Kinderlehre in Kirchberg besuchen zu dürfen, was mir sehr ungern gestattet wurde. Ich muss nun aber gestehen, dass ich sie ein ganzes Jahr lang gänzlich geschwänzt habe und im zweiten zu einem grossen Teil, ohne deswegen Gewissensbisse empfunden zu haben. Der Sonntag war für mich ein strenger Arbeitstag. Die Aufgaben waren ins Unheimliche angewachsen, der Samstagnachmittag war durch Exerzieren ausgefüllt. Volle zwei Stunden, die meine Kameraden zur Lösung von Aufgaben benutzten, nahm mich mein Schulweg täglich in Anspruch, so dass oft, besonders wenn noch ein Aufsatz vorlag, der Sonntag voll ausgefüllt war. Es ist daher zu entschuldigen, wenn ich um ein Uhr keine Lust empfand, in die Kinderlehre zu gehen, denn verloren habe ich nichts dabei. Vor dem Einläuten stand man um die Kirche herum und steckte sich von dem feinen Kies einige Steinchen

in die Tasche, manche stopften sie förmlich damit. Dann setzte man sich ins Gotteshaus und warf, bis der Pfarrer⁹ kam, bisweilen auch, wenn er schon da war, etwa während des Singens, sich die Steinchen zu. Das war die feierliche Eröffnung. Dann kam der Unterricht, natürlich wieder biblischer Stoff in katechisierender Form. Wir mögen wohl 250 Kinder gewesen sein. Der Pfarrer pflanzte sich vor eine Bank, und nun ging es los mit Fragen und Antworten, von beiden Seiten halbleise. Nach der ersten kamen die Schüler der zweiten und dritten Bank an die Reihe. Diejenigen, die weit weg sassen, wussten, dass sie heute nicht an die Reihe kämen, und die, die eben geantwortet hatten, wussten ihrerseits, dass sie für den Rest der Kinderlehre auch unbehelligt blieben. So flogen wieder die Steinchen hin und her. Vielleicht war es für den Pfarrer selber eine Qual, Kinderlehre zu halten!

Die Unterweisung dauerte zwei Jahre. Der jüngere Jahrgang war zum blosen Zuhören da, der ältere musste antworten, was eine ganz unpädagogische Situation war. Man kann sich die Aufmerksamkeit der hinten Sitzenden vorstellen. Um die Schulstunden nicht zu beeinträchtigen, fand die Unterweisung während des Winterhalbjahres schon morgens von sieben bis acht Uhr statt. So musste ich armer Junge schon vor sechs Uhr von zu Hause fort, durch Nacht und Nebel und oft durch tiefen Schnee auf unbefahnenem Weg, wenn ich nicht in Notfällen die Gastfreundschaft der guten Familie Obrecht in Anspruch nahm.

Zu Beginn des Unterweisungskurses standen wir Zweitklässler unten an der Treppe und erwarteten unser Los. Es existierte nämlich von alters her der Brauch, dass die Jüngeren zwischen den Reihen der Älteren Spiessrutenlaufen mussten^{9a}. Letztere standen auf den Treppenstufen und schlugen mit Bibeln, Psalmenbüchern und Katechismen kräftig auf die Jüngeren los, die zwischen ihnen durchspringen mussten. Eine würdige Vorbereitung für den frommen Unterweisungsunterricht! Zuerst weigerten wir uns und blieben unten stehen, was die älteren anfangs mit Verwunderung und dann mit Grimm erfüllte. War das nicht unverantwortlich pietätlos von uns, uns gegen eine uralte, ehrwürdige Sitte aufzulehnen. Um so energischer bestanden sie auf ihrem angestammten Recht, und um so berechtigter erschien uns unser Widerstand. Aber zwei von uns waren Söhne eines Schulkommissionsmitgliedes und konnten sich nicht enthalten, aus der Schule zu schwatzen. So drang schliesslich die Kunde von diesen «Präludien» ins Pfarrhaus, und der alte Pfarrer *Karl Dür* machte der alten Tradition ein gewitterhaftes Ende. Er war noch einer der alten Schule und hatte langes, wallendes Haar. Wenn er eine Locke ergriff und drehte, dann zitterten wir,

denn da war er im höchsten Zorn. So fand denn das Spiessrutenlaufen ein Ende, und ich darf gestehen, dass, als wir ein Jahr später die oberen waren, wir freiwillig auf dieses vermeintlich ererbte Recht verzichteten. Die Unterweisung selber, besonders in der obern Klasse, an der ich mich aktiv beteiligen konnte, hat auf mich einen tiefen Eindruck gemacht. Es war eine milde, gemässigte Orthodoxie, die uns vorgeführt wurde, so dass uns sogar der alte Heidelbergerkatechismus erspart blieb. Die altdogmatischen Begriffe der Allgenügsamkeit Gottes und viele andere Probleme interessierten mich mächtig, während sie im Gros der Klasse kein Echo fanden. Man überliess es mir denn auch, stellvertretend die Antworten zu geben. Der Pfarrer war damit zufrieden, und so geschah es denn einst, dass, während ich im Feuer stand, mir die Hintermänner meine Taschen kehrten und die Äpfel daraus stahlen, was ich wohl bemerkte, aber aus schuldigem Respekt vor dem auf mir ruhenden Auge des Pfarrers ohne mit einer Wimper zu zucken geschehen liess. Um so mitleidiger schauten die weichherzigen Mädchen in grenzenloser Entrüstung dieser Freveltat zu.

Die *Admission* am Palmsonntag 1874 machte auf mich nicht gerade tiefen Eindruck. Der Fehler lag nicht an mir, sondern am *komplizierten Prozedere*. Bald sollten wir von unsren Sitzen aufstehen, alle zusammen ins Chor treten, dann je zu vier vor dem Pfarrer knieen, dann wieder irgendwohin stehen... Wir waren voller Unruhe und schwabten in Furcht, etwas nicht recht zu machen und uns dann vor der ganzen Gemeinde zu blamieren. Diese Angst liess keine Feierlichkeit aufkommen. Auch Konfirmandenspruch und -schein boten mir nichts: ein weisses Blatt mit meinem Namen und einem oder zwei Bibelversen, für mehrere den gleichen, also nicht einmal individuell ausgewählt, ohne Bezeichnung der Kirche, ohne Unterschrift des Pfarrers. Der einzige Schmuck war ein dünner Goldrand.

Um so tiefer ergriff mich die erste Kommunion¹⁰, die mir einen gewaltigen Eindruck machte, und es kam mir fast wie eine Entweihung vor, als die Eltern nachher, bevor wir zusammen heimwärtszogen, noch im Hotel Guggisberg¹¹ einkehrten. So endigte meine Kindheit, und daheim schrieb ich einen etwas sentimental Abschied an meine Jugend nieder, der durch alle Stürme der Jahrzehnte erhalten geblieben ist:

Nun leb wohl, o schöne Jugendzeit!
Ich sage dir auf immer Lebewohl.
Es flieht die frohe Kindeslust,
Denn ach, es kommt der Lebensernst,
und ich bin Kind gewesen.

Das Obergymnasium 1874/77

Die Konfirmation schloss bei mir nicht schroff einen Lebensabschnitt ab, wie bei den meisten Kindern, die eine Lehre anfangen, das liebe Elternhaus verlassen und mit einem plötzlichen Ruck aus den bisherigen festgefahrenen Gleisen hinausgeworfen werden, in ganz andere Verhältnisse kommen und unter fremden Menschen leben. Bei mir blieb sich alles gleich wie vorher. Die Schulpflicht wurde aber zur noch grösseren Belastung. Die Lehrer mussten wohl jetzt «Sie» zu uns sagen, aber in allem übrigen änderte sich das Leben nicht. Der grosse Ruck, der mich aus dem ersten Abschnitt meines Lebens führte, geschah also nicht am 28. März 1874, sondern erst sieben Jahre später, am 15. November 1881, als ich als Pfarrer in meine erste Gemeinde zog. Und doch trat eine gewisse Veränderung naturgemäss ein, wenn man von ihr auch nicht bestimmen konnte, wann sie anfängt, und wo sie aufhört. Man fasst sie unter dem schönen Ausdruck «Flegeljahre» zusammen. Ein Flegel wurde ich zwar nicht, und doch blicke ich auf keine Epoche meines Lebens so ungern zurück wie auf die Zeit vom 16. bis 24. Jahr. Es handelt sich ja freilich um eine ganz natürliche Übergangszeit physischer und psychischer Art, etwas lächerlich, widerlich, unangenehm für die Umgebung, nur nicht für die Hauptperson, die sich schrecklich aufbläht und sich weiss der Himmel was Grosses einbildet, sich wichtig fühlt. Sie ist nicht mehr Kind, will wenigstens nicht mehr eines sein, will zu den Grossen gehören und ist doch nicht gross. Zur Entschuldigung dient bloss, dass man es in diesem Alter nicht weiss, wie dumm man sich eigentlich gibt.

Das Jahr 1874 war nicht nur für mich wichtig, sondern auch für unsere Schule. Es waren damals gute Jahre: Handel, Industrie und Landwirtschaft blühten. Vom deutschen Kaiserreich kam als neuste Offenbarung diese Weisheit: «*Der preussische Schulmeister hat die Schlacht von Sadowa¹² gewonnen.*» Das Wissen, die Ansammlung von Kenntnissen, war nicht nur die höchste, sondern zugleich auch die alleinige Macht geworden. Auch der Materialismus, der praktische und der theoretische, stand hoch im Kurs. Ein reger Wetteifer, ein Hunger nach Bildung erwuchs überall bis zur alleinseligmachenden Überschätzung. Von diesem Geist getrieben, beschlossen denn auch die Burgdorfer, ihr Progymnasium zu einem vollständigen Gymnasium mit Anschluss an Universität und Polytechnikum auszubauen, im Grunde genommen ein ehrender Entschluss für ein Provinzstädtchen. Nun aber sollten im Schnellzugtempo gleich alle drei neuen Klassen des Literargymnasiums errichtet werden. Man hatte vorerst Mühe,

Schüler in genügender Zahl zusammenzutreiben und nahm infolgedessen auch Elemente auf, die anderswo Schiffbruch erlitten hatten. Wir neu konfirmierten Schüler von 1874 bildeten die erste normale Klasse und figurierten dann als die dritte Promotion.

Zu einem neuen Schiff gehört auch ein neuer Steuermann. So musste denn der alte Direktor, ein rechter, aber etwas unbedeutender Mann, sein Szep-ter niederlegen, und ein «Rektor» ergriff mit fester Hand das Steuerruder: es war Dr. phil. *Hermann Hitzig*¹³, Sohn des einst berühmten rationalistischen Heidelberger Theologieprofessors. Mit Ehrfurcht nenne ich seinen Namen. Das war ein Lehrer, wie er sein sollte: eine Persönlichkeit, vor dem jeder Schüler wirklichen Respekt hatte. Er stand auf einer Höhe, zu der auch kein Zorn und kein Spott sich hinaufwagten. Wir flüsterten einander zu, er habe die fürstliche Besoldung von 4000 Franken pro Jahr. Hoffentlich hatte er mehr, aber schon diese Summe erschien uns sehr hoch. Er unterrichtete vor allem in Hebräisch, Latein und Griechisch. Das waren schöne Stunden, wenn wir mit ihm Odyssee oder Horaz lasen, Pindar oder Lucrez, ja sogar die Dramen von Sophokles. Selbst in die griechische Philosophie führte er uns ein. Als wir in unserer Klasse, losgelöst von jedem Blei- gewicht, nur noch zwei waren, versuchte er, mit uns möglichst hoch zu fliegen. Wir strengten alle Kräfte an, den gehegten Erwartungen zu genügen. Es war für mich nicht Ehrgeiz, sondern wirklich brennender Lerneifer, der mich zu den höchsten Leistungen herausforderte.

Diesen Höhenflug versuchten mit uns zwei auch andere Lehrer. Da das Gymnasium bis jetzt mit seinen ersten Jahrgängen nicht eben grosse Loorbeeren geerntet hatte und doch die Kantonsschule der Hauptstadt überflügeln wollte, sollte gezeigt werden, was die neue Burgdorfer Schule leisten könne. So sprengten sie uns wie zwei junge Füllen im Galopp durchs Land, wussten überhaupt in der Belastung kein Mass, und da sie noch nie an einem Obergymnasium gewirkt hatten, fehlte ihnen die Ab- schätzung, wieviel es erleiden möge. Wir hielten es glücklicherweise aus. Aber wenn ich später auf diese drei Jahre zurückblickte, so erschienen sie mir nicht als eine fröhliche Wanderung im Sonnenlicht und freier Luft, sondern als ein Hetz- und Eilmarsch einer schwer bepackten Soldatenschar auf staubiger Landstrasse. Noch weit in den fünfziger Jahren meines Lebens habe ich geträumt, ich sei noch Schüler des Gymnasiums, und die Aufgaben erdrückten mich. Wir haben dann auch den Hoffnungen im grossen und ganzen entsprochen und glänzende Maturitätsexamen gemacht. Dr. Hitzig wurde ein paar Jahre später als Rektor nach Bern berufen.

Gleichzeitig wurde er auch zum ausserordentlichen Professor der klassischen Philologie an der Berner Hochschule ernannt. Aus alter Anhänglichkeit hörte ich noch ein Kolleg bei ihm. Er blieb aber nicht lange, weil er als ordentlicher Professor nach Zürich berufen wurde und dort im hohen Alter starb. Ich habe ihn dort einmal besucht. Er hat mir den Besuch erwidert. Treffliche Stunden gab mir aber auch der bereits erwähnte Pfarrer *Heuer*. Es war noch in meiner Progyzeit, als er sein Herz an eine schlanke Burgdorfer Kaufmannstochter verlor¹⁴. Das blieb uns natürlich nicht unbekannt, und wenn er mitten im Unterricht plötzlich schwieg, ans Fenster trat und seinen Klemmer putzte, dann entstand eine feierliche Pause, und wir stiessen uns leise an: «*Jetzt geht sein Schatz unten am Haus vorbei.*» Er dozierte Deutsch und Geschichte. Wenn er sich gut präpariert hatte, so gab es prächtige Vorträge über deutsche Dichter oder die französische Revolution. Er starb früh an einem Herzschlag am Ende meiner Studentenzeit.

Ein ganz anderer Jugendbildner war der Mathematiklehrer *Zangger*¹⁵. Er hatte es ja gut mit uns gemeint und wagte sich sogar hinter Integral- und Differentialrechnungen, schrieb auf der Wandtafel drauflos, eine ganze Stunde lang, und wir schrieben getreulich nach. Aber verstanden haben wir nichts. Je höher die Sphären waren, in die uns der Lehrer führte, um so mehr verloren wir den Boden unter den Füssen. Repetiert wurde nicht, es ging einfach immer vorwärts. Der Absturz aus diesen Himmelshöhen auf die harte Erde war denn auch schrecklich. Hatten wir in der schriftlichen Maturitätsprüfung auch die Aufgaben glänzend gelöst kraft unseres vorzüglichen Gedächtnisses, so ergab sich nun, als der auswärtige Experte uns mündlich hernahm, dass wir absolut nichts verstanden und begriffen hatten. Also lautete das seltsame Schlussresultat: Mathematik schriftlich die höchste Note 4, mündlich die schlechteste 1, also Durchschnitt $2\frac{1}{2}$: ein ganz böser Schönheitsfehler in unserem Maturitätszeugnis, das sonst lauter Vier aufwies. Dafür hatten wir Glück in Chemie, Physik, Botanik und Geologie. Hier hatten wir zwei ganz frisch von der Hochschule aus dem Ei geschlüpfte Lehrer, beides Dr. phil.¹⁶. Beim einen haben wir so viel mikroskopiert und gezeichnet, dass wir mit den einzelnen Pflanzen kaum begonnen hatten, als die Maturität anrückte. Aber Welch glücklicher Zufall: Röthlisberger musste über die Algen Auskunft geben und ich über die Pilze. Das war sozusagen das einzige, was wir wussten.

Es muss hier aber noch eines Lehrers gedacht werden, von dem ich schon in der Schilderung der Progyzeit ausführlich geschrieben habe: Es ist dies unser alter Bekannter Dr. phil. mit seiner schwachener Disziplin. In der

kleinen Klasse ging es natürlich nicht mehr so skandalös zu wie einst in der grossen, aber es kam doch vielfach zu ganz unehrerbietigen Disputationen mit dem Lehrer, allerdings kameradschaftlich gemütlich, aber auch ganz autoritätswidrig. Hin und wieder kam ihm dieses Benehmen doch gar zu dick und respektlos vor, und es entstand ein Streit, der aber nie lange währte. Leider musste er wegen Änderung in der Stundenverteilung in der Prima Hebräisch geben, und da haben wir das, was wir beim Rektor gelernt, fast wieder eingebüßt, obwohl unser Lehrer in semitischen Sprachen den Dr. phil. geholt hatte. Ganz unverdient trugen wir auch in diesem Fach eine Vier davon.

Der Kreis der Schulkameraden war ein anderer als einst im Progy: kleiner, aber qualitativ besser. Der grosse Schwarm war mit der Admission ausgeflogen, und dafür waren von auswärts einige ganz tüchtige Burschen neu hinzugekommen, besonders in der Realabteilung, deren Schüler schon nach der Sekunda ins Polytechnikum eintreten konnten. Mein Nachbar, der freundliche Lateiner *Willy Volz*¹⁷, durfte schon nach anderthalb Jahren in die Apotheker-Karriere einmünden. Nach Jahren sahen wir uns da und dort, besass er doch die grosse Apotheke zum Zeitglocken. Auch ein Berner Patrizier, *Edmund von Erlach*¹⁸, besuchte eine Zeitlang unsere Klasse. Wir waren anfänglich stolz, mit einem, der einen so gefeierten Namen trug, kameradschaftlich verkehren zu können. Wir nannten ihn einfach «Mutz», da sein hochadliger Name ihn nur belästigte. In unserer ländlichen Atmosphäre war er längere Zeit ein recht lieber Kamerad, blieb aber dann eine Klasse zurück. Schliesslich war er einer von den vielen, die von ihren ratlosen Eltern nach Amerika spiedert wurden und dort spurlos verschwanden. So blieben nur Ernst Röthlisberger und ich zurück. Wir zwei ER waren die Unzertrennlichen, und ich darf im Geist ihm hier nochmals die Hand drücken. Unsere Freundschaft glich allerdings weniger einer Liebesehe als einer Vernunftfehe, und wie diese sind solche Freundschaften oft nicht die feurigsten, wohl aber die soliden, ausdauernden. Wie hätte es auch anders sein können? Zehn Jahre lang sind wir Schritt für Schritt nebeneinander gewandert, haben den gleichen Unterricht genossen, sowohl auf dem Gymnasium wie auf der Hochschule, haben zusammen die gleichen Examina gemacht und sind gleichzeitig in die «*Helvetia*» eingetreten und A. H. geworden. Sein Vater¹⁹ war Rechtsagent gewesen und früh gestorben, hatte aus seiner ersten Ehe einen erwachsenen Sohn und eine erwachsene Tochter hinterlassen, ebenso aus einer zweiten Ehe eine Witwe, ebenfalls einen Sohn, unsern Ernst, und eine jüngere Tochter, namens Ida. Im Lauf der

Jahre kam ich fast täglich in das bescheidene Heim bei der Markthalle. Frau Röthlisberger mag den schüchternen Landbuben als Kameraden ihres Sohnes wohl gelitten haben. Auf seiner Bude machten wir zusammen viele Aufgaben, hatten die gleichen Interessen, tranken den gleichen Sonnenschein, erlebten die nämlichen Gewitter und stiessen mit unsren Mängeln und Ecken kaum gegeneinander. Er war temperamentvoller als ich. Die Welt war aber gross genug, um uns trotz unserer Verschiedenheit beide gelten zu lassen. Unsere Andersartigkeit ist später noch grösser geworden. Ich schritt auf geebneter Bahn ruhig vorwärts, und ihn trieb sein lebhafter Sinn und die Gunst hochmögender Gönner früh weit hinauf und hinaus, zuerst nach Kolumbien und dann hier auf den hohen Posten des internationalen Direktors für geistiges Eigentum. Die Freundschaft aber hat ausgehalten, später auch mit der Familie, der ich noch immer in Dankbarkeit gedenke. Schliesslich habe ich dem Freund auf seinen Wunsch hin den letzten Gruss nachgerufen. Jeder hat gewirkt, wo ihn Gott hingestellt, allerdings auf verschiedenen Äckern. Er ist weiter in der Welt herumgekommen, auch auf der Leiter der Ehren höher hinaufgestiegen. Ich habe ihn nicht beneidet und gönnte ihm seine Karriere von Herzen. Auf der Waagschale des stillen Glücks ist mir vielleicht das bessere Teil geworden.

Röthlisbergers grosse Bude war nicht nur für mich ein lieber Ort, sondern wurde gleichsam das *Stammlokal des Gymnasialvereins «Bertholdia»*. Wir beide waren erst in der Sekunda eingetreten. Der Verein, dem nahezu alle angehörten, war natürlich in erster Linie ein Versuch, die Studentenvereine nachzuahmen. Wir bildeten uns darüber etwas ein, hielten uns streng an den Biercomment, dessen Strenge unserer damaligen Trinkfähigkeit nicht unbedingt entsprochen haben mag, nannten uns bloss beim Cerevisnamen, sangen mit lauten Stimmen Studentenlieder, hielten alle Samstagabende eine Sitzung, bei der ausschliesslich schriftdeutsch gesprochen werden durfte, und pflegten Freundschaft im zweiten Teil drüben in der «Pfisteren». Spät in der Nacht musste ich jeweils noch den weiten Weg nach Kirchberg wandern, was mir stets bei der kalten Luft recht gut tat. Ich war Kantusmagister, später Fuxmajor, Quästor und schliesslich während eines Quartals sogar Praeses. Am Sonntag gab's oft einen Vereinsbummel in die umliegenden Dörfer, wobei regelmässig ein Fässchen Bier geleert wurde. Über Mädchenfreundschaften fühlten wir uns aber hoch erhaben.

Am Ende eines jeden Quartals gab's einen Schlussakt, dem auch einige Lehrer beiwohnten, mit grossem Programm, wobei ich jeweilen nicht wenig Ehre davontrug. Da konnte ich mein angeborenes Talent als Humo-

rist und Satiriker gut entfalten. Besonders gut gelangen mir die Freimüti- gen. Von dieser Gabe, zu hauen und zu stechen, war mir auch der Cerevis- name «Dorn» geworden.

Schon früh warfen die Studentenvereine «Helvetia» und «Zofingia» ihre Fischnetze in die Bertholdia hinein, um Füxe zu keilen. So gingen in der Prima auf Antrag unseres Vereins von Erlach zu einem Kommers der Zofingia und ich zu den Helvatern. Die Vermittlung mit diesen besorgten besonders die Solothurner Helveter, die in unserem Alter standen, aber schon Farben trugen, und es schmeichelte uns, mit ihnen Schmollis zu trin- ken. Uns selber war das Farbentragen nicht gestattet, so sehr wir nach der blauen Mütze und besonders nach dem Bande lechzten.

Burgdorf war eben ein gar solides Städtchen, und eine treu besorgte Schul- kommission befürchtete^{19a}, wenn wir Farben trügen, könnte unser Studen- tenhochmut allzu sehr ins Kraut schiessen. Sie kontrollierte uns, im Verein mit der ländlichen Lehrerschaft und wohl auch eines Teils der Bevölkerung, ziemlich scharf, wenn auch wohlwollend, und erlaubte uns nur zwei Wirt- schaften zu besuchen, die wir nach Belieben bestimmten durften. Wir wech- selten aber so häufig, dass niemand recht wusste, welches nun die erlaub- ten und welches die unerlaubten waren. Überhaupt bewies die Schulkom- mission ein wahrhaft väterliches Bestreben, über unser Seelenheil zu wa- chen und uns vor Versuchungen zu schützen, was mitunter zu echten Schildbürgerstücklein führte. Gerade neben dem Gymnasium wurde das neue Mädchenkundarschulhaus gebaut, und dabei hatten die Steinhauer an der Hauptfassade schöne Frauenleiber ausgemeisselt: einen prächtigen Kopf und entsprechende Brüste. Darob wurden viele Gemüter ängstlich und witterten Gefahr für unsere Sittlichkeit. Eines schönen Tages kamen die Steinhauer wieder, stellten ihre Leitern an und meisselten die Brüste weg, so weit sie zu üppig schienen. Dies wäre nicht nötig gewesen, weil wir sie bisher gar nicht beachtet hatten und erst jetzt darauf aufmerksam gemacht wurden.

Das Leben hat Lust und Leid. Das Leid bestand aus den Schulaufgaben, die sich alle Tage erneuerten, die Lust aus den Schulreisen. Diese fanden höch- stens einmal im Jahr statt, für mich eigentlich nur einmal während der gan- zen Gymerzeit. Dafür war's eine ganz schöne nach Graubünden. Es gab da vom Akademischen Verein Burgdorf Beiträge an die Kosten, sonst hätte ich nicht mitreisen können. Am ersten Tag fuhren wir bis ins Prättigau, am zweiten ging's über Davos und die Flüela nach Sus, am dritten bis Pontres- sina, am vierten auf den Piz Languard und nach Silvaplana, am fünften über

den Julier bis Tiefencastel, am sechsten auf der neuen Schynstrasse über Thusis mit Besuch der Viamala nach Chur, natürlich sehr viel zu Fuss. Am siebenten kehrten wir nach schöner Schiffahrt auf dem Zürichsee nach Hause zurück. Diese Reise bedeutete für mich natürlich ein einzigartiges Ereignis und eine Freude ersten Ranges, brachte mir aber auch Enttäuschungen. Ich war schon vorher bei meinem Bruder Jakob in Brienz gewesen, sogar auf dem Rothorn. Ich kannte die Geographie von Graubünden nur aus der Karte und hatte nun erwartet, dass alle diese Berge Schneeberge seien wie Jungfrau, Mönch und Eiger. Doch der Schnee fehlte, und nur gerade die Bernina entsprach einigermassen meinen Erwartungen. Es geht halt doch nichts über das engere Oberland!

Eine an und für sich unbedeutende Episode ist uns Schülern fast am besten in der Erinnerung geblieben. Am ersten Abend, als wir im Bad Serneus zum Nachtessen beisammen waren, wurde eine duftende Kartoffelrösti auf den Tisch gestellt. Lehrer Zanger schmunzelte und meinte: «*So eine rechtschaffene Rösti ist mir ein liebes Essen und tut mir gut.*» Da fuhr der neu gewählte Chemielehrer Degen^{19b} auf. Er war frisch von der Hochschule gekommen, und es ärgerte ihn, dass ein Gymnasiallehrer wie ein ungebildeter Bauer redete, und rief: «*Diese Bemerkung ist ganz unwissenschaftlich und trivial. Nicht die Rösti ist gut, sondern ganz einfach die chemische Zusammensetzung der Stoffe, die zusammen die Rösti ausmachen.*» Darob entbrannte nun sofort zwischen unseren beiden Jugendbildnern ein hitziger Streit, dem wir Schüler mit Staunen, halb mit Unwillen, halb mit geheimer Freude zuhörten. Der nüchterne Mathematiker verfocht ingrimmig seine Behauptung: «*Das spüre ich doch selber ohne Zuhilfenahme der Chemie: die Rösti tut mir gut, ganz einfach, mag sie nun so oder so oder anders zusammengesetzt sein.*» Degen aber rief: «*Mit Ihrer Bauerntheorie haben Sie gar keinen Hochschein vom heutigen Hochstand der Naturwissenschaft. Sie reden ja wie der ungebildete Philister.*» So ging's weiter, ohne Scheu vor uns Schülern. Der Eindruck auf uns war kein erhebender, doch hielten wir zu dem alten Zanger: «*Die Rösti allein tut uns gut, alles andere kümmert uns nicht.*» Neben dieser meiner einzigen richtigen Schulreise gab es alle Jahre eine Turnfahrt. In der Tertia galt sie der Besichtigung der Juragewässerkorrektion. Wir fuhren über Solothurn nach Pieterlen, marschierten von hier über den Berg gegen die Zihl, von hier über Nidau an den Hagneckkanal, und fuhren auf einer Barke nach Twann, wo ich dem von mir schon damals verehrten Pfarrer Bitzius, dem Sohne Gotthelfs, zum ersten Mal die Hand reichen konnte.



Tafel 3 Hermann Hitzig



Tafel 4 A. Billeter



Tafel 5 Pfr. Carl Dür



Tafel 6 Pfr. Albert Heuer



P. Schmidt Besau von Kiesbauer Röhlischeyer Kappeler
Otto Schmidt Simon Wistner Ryen

In der Sekunda fuhren wir mit Pferdewagen bis Ramsei, dann marschierten wir über die Gräte zur Rafrüti, von dort hinunter nach Langnau, und wieder per Wagen zurück nach Burgdorf. Auf dieser Reise lernte ich zum ersten Mal das hügelige Emmental kennen, mit seinen Eggen und Gräben. Ich freute mich der stillen, seltsamen Welt. Im Herbst 76 ging's in den Jura, bis Langenthal mit der Bahn und dann in rüstigem Marsch über Aarwangen, Oensingen, an der Bechburg vorbei hinauf auf den Roggen, hinab nach Balsthal, in die Klus, wo wir die Eisenwerke besichtigten, nach Wiedlisbach, Wangen und Herzogenbuchsee, von wo wir mit dem Zug nach Hause zurückkehrten. Das war eine sehr umfangreiche Tour. Rechne ich noch dazu die Solennität 76, an der wir Gymnasiasten mit den Turnern eine buntkostümierte Freischar bildeten – ich hatte die Aufgabe, für etwa 50 Schnurrbärte zu sorgen – wobei wir von den Kadetten nach heftigem Gefecht jenseits der Emme geschlagen wurden, so werden mit dieser Aufzählung die lauten Freuden unserer Gymnasiastenzeit so ziemlich erschöpft sein.

Dagegen möge hier noch von etwas Stillerem geschrieben werden: von meinen Privatstudien. Ich besuchte sehr häufig die reich ausgestattete Stadtbibliothek. Der Bibliothekar *Surbek*²⁰ war ein mürrischer Mann und schüttelte zu unseren Begehren oft missbilligend das graue Haupt. Romane gab er prinzipiell nie her, nur Klassiker. Aber als ich ein paarmal Wieland verlangte, glaubte er mein Seelenheil bedroht und streikte. Ich hielt mich stark an den Deutschunterricht, las etwas von Goethe; Schiller und Lessing hatten wir daheim, dann Herder, Laube, Platen, Chamisso und Hauff. Shakespeare genoss ich in grosser Menge, aber ohne Enthusiasmus. Gleich erging es mir mit Gotthelf, der wohl überhaupt erst in reiferen Jahren gewürdigt werden kann. Besser entsprachen mir Zschokke und Frei. Als ich aber auf Heines Harzreise stiess, da erschien mir diese Art so frisch, so packend, dass ich sofort beschloss, von nun an auch so zu schreiben!!! Adalbert Stifter sprach mich ebenfalls sehr an. An schönen Sommernachmittagen stieg ich hinter der Kirchberger Kirche in den Wald hinauf, legte mich unter die Buchen, las in den «*Studien*» oder im «*Bergkristall*», warf einen Blick ins stille, waldumkränzte Bütkofentälchen und schaute mit meinem innern Auge Stifters Burgruinen und geheimnisvollen Waldsteige. Um für meine Privatstudien noch mehr Zeit zu finden, verbarg ich etwa auch ein Buch unter meinem Bettkissen mit dem festen Vorsatz, morgens früh heimlich zu lesen. Aber diese Methode erwies sich gänzlich ungeeignet, denn das Schlafbedürfnis war stärker als mein Lesehunger. Hin und

wieder, aber äusserst selten, wurde uns ein Theaterbesuch möglich. Recht tüchtige Trupps gaben jeweils im Casino Gastspiele. Noch heute erinnere ich mich einer prächtigen Aufführung der «Medea» von Grillparzer. Ein Genuss, der selten ist, wirkt eben nachhaltiger und tiefer, als wenn er ganz alltäglich ist.

Im Frühling fand die Maturitätsprüfung statt, deren tragische und heitere Episoden ich bereits erwähnt habe. Es war eine grosse Freude daheim, als ich frohlockend ins Zimmer stürzte mit dem Rufe: «*Ich habe eine Vier!*» Auch das Städtchen Burgdorf war nicht weniger stolz auf dieses Resultat ihrer jungen Schule. Damit hatte mein Burgdorfer Lebensabschnitt ein schönes Ende gefunden.

Wenn ich auf meine Schulzeit, die insgesamt 14 Jahre gedauert hatte, zurückblicke, dann geschieht es nicht mit dem Wunsch: «*Ach, wüsst ich doch den Weg zurück!*» Nein, zurück möchte ich ihn nicht mehr machen. Erst die späteren Zeiten haben auch auf die äusserst strenge Gymelerzeit einen hellen Schimmer geworfen, und heute wandere ich gern durch Burgdorfs altvertraute Gassen. Sie sind zwar kürzer und schmäler geworden, als ich sie in Erinnerung trug. Auch die ehrwürdige Kirche erschien mir damals weiter und grösser als jetzt, und wie ich einen stillen Gang durch den Friedhof machte, da wusste ich gar viele liebe Gestalten, die in meiner Seele fortleben, da unten begraben. Ich fand aber kein einziges ihrer Gräber mehr. Auch viel anderes ist seither versunken, und es ist gut so. Wer am Feierabend zurückblickt auf einen heissen Arbeitstag, der möchte nicht gern von vorn beginnen. Und doch trage ich Burgdorf meine tiefe Dankbarkeit nach. Wer einen Turm bauen will, der darf sich die Mühe nicht verdirissen lassen, zuerst unten in der Tiefe mühevoll die Fundamente zu graben. Die Gelegenheit dazu hat mir Burgdorf geboten.

Anhang

Dank

Viel Dank gebührt Herrn Dr. Alfred Roth, der mir manchen guten Ratschlag zur Beschaffung von Quellenmaterial gegeben und durch seine Ergänzungen auch sonst viel geholfen hat.

Anmerkungen

- ¹ *Jakob Ryser* (1828–1902), Lehrer in Madiswil, Bannwil, Kirchberg.
- ^{1a} *Ernst Röthlisberger* (1858–1926) Theologe, später Erwerb des Sekundarlehrerpatents. Prof. in Bogotá. Sekretär, Vizedirektor und Direktor des Internationalen Amtes für geistiges Eigentum in Bern. A. o. Professor für Urheber- und Verlagsrecht an der Universität Bern ab 1912. 1914 Gründer und Leiter des Büros für die Heimschaffung der Zivilinternierten. Verfasser von «El Dorado» (Reise- und Kulturbilder aus dem südamerikanischen Columbien 1896) sowie einer grossen Reihe von urheberrechtlichen Werken.
- ² *Peter Aeschbacher*, Landwirt an der Scheunenstrasse (heute Nr. 14), dessen Frau eine alte Bekannte der Familie Ryser war.
- ³ Grossbrand am 18. 4. 1871: an dieses alte, ländlich anmutende Quartier erinnert noch der Name «Scheunenstrasse», vgl. A. Roth: BJ 1979, S. 65 ff.
- ⁴ *Friedrich Obrecht* (1819–1887), Bäckermeister, Burger zu Burgdorf 1874, besass das Haus ob der Marktläube, Kirchbühl 13, und Garten mit Stöckli Scheunenstrasse 8a.
- ⁵ *Albert Heuer* (1842–1880), 1869/78 Lehrer und Prediger, 1878/80 1. Pfarrer; s. Tafel 8.
- ^{5a} *David Stüssi*, in Burgdorf Gymnasiallehrer ab Herbst 1869, gestorben 7.12.1875.
- ^{5b} *Nieriker*: vgl. F. Lüdy, BJ 1955, S. 112 ff.
- ⁶ *Emil Kurz* (1849–1900), Gymnasiallehrer in Burgdorf 1871/90, Dr. phil., dann a. o. Prof. für semitische Philologie an der Universität Bern, Verfasser eines Koranwörterbuches, vgl. HBLS IV 571.
- ⁷ *Joseph Rey*, Französischlehrer in Burgdorf 1873/1901.
- ⁸ *Paul Christen* (1838–1906), nach dem Brand 1865 in Burgdorf vielbeschäftigter Architekt, Bruder des Bierbrauers Theodor Christen (vgl. SKL I 300), war Projektverfasser der neuen Kirche von Kirchdorf.
- ^{8a} Solennität: vgl. Abb. von *Jauslin* 1878 im BJ 1981 S. 87 ff.
- ⁹ *Ludwig Edwin Nil* (1833–1893), Pfarrer in Kirchberg 1867/93, Präsident der Primar- und Sekundarschulkommission Kirchberg.
- ^{9a} Spiessrutenlaufen: vgl. dazu *W. Hürner* im BJ 1983 S. 18 f.
- ¹⁰ Abendmahl.
- ¹¹ Hotel beim Bahnhof, heute Büro- und Geschäftshaus «Kyburger».
- ¹² Sadowa = Königgrätz 1866: Sieg Preussens über Österreich.
- ¹³ S. Abb. 4.
- ¹⁴ *Maria Schläfli* (1852–1922), Schwester des Malers *Eugen Schläfli* (1855–1929), verheiratet mit Pfr. *Albert Heuer* (1842–1880) in Burgdorf (vgl. BJ 1962 S. 104).
- ¹⁵ *J. Zanger*, Mathematiklehrer in Burgdorf 1873/83.
- ¹⁶ *Robert Walter*, Dr. phil., Lehrer für Physik und Chemie 1876/85†; – *Christian Küenzi*, Dr. phil., Lehrer für Geographie, Geschichte und Deutsch 1875/1906†.
- ¹⁷ *Willy Volz*, Apotheker beim Zytglogge, Bern.
- ¹⁸ *Edmund von Erlach* (1858–1882), Hindelbank, Enkel des letzten Schlossherrn Robert von Erlach (1794–1879), nach Kanada ausgewandert; vgl. BJ 1981 S. 79 und Bildnis BJ 1982 Tafel 20.
- ¹⁹ *Johann Röthlisberger*, gestorben 1869, Notar. Die Witwe wohnte Kirchbühl Nr. 9.

- ^{19a} Mittelschulkommission: Präsident war 1861/93 Bezirksprokurator *Franz Haas* (1826–1893).
- ^{19b} *Josef Degen*, 1873/75 Lehrer für Physik und Chemie. – *J. Zangger*, 1857/83 Lehrer für Mathematik.
- ²⁰ *Johann Conrad Surbek* (1820–1886), von Ober-Hallau, 1851/78 Lehrer und 1857/78 Vorsteher der Mädchensekundarschule, 1865 Burger von Burgdorf, 1857/86 Stadtbibliothekar. Grossvater des Malers *Viktor Surbek* (1885–1975).

Tafelverzeichnis

- Tafel 1 *Emil Ryser* (1857–1935), Pfarrer in Wählern, Murten, Bern. Dr. theol. h. c. von Bern 1917, längere Zeit Zentralpräsident des Schw. Reformpfarrvereins, Präsident des Synodalrats. Theol. Publikationen und Predigtsammlung. Die hier abgedruckten Erinnerungen stammen aus dem nicht veröffentlichten Werk «Arbeit und Segen, Freude und Leid», in dem er als über Siebzigjähriger aus seinem Leben erzählt.
- Tafel 2 Das alte Gymnasium. Als Knabenwaisenhaus von Stadtbaumeister *Robert Roller* 1832/34 erbaut. Ab 1904 Mädchensekundarschule, dann Berufsschule, heute Musikschule. 1836–1933 war hier auch die Stadtbibliothek untergebracht.
- Tafel 3 *Hermann Hitzig* (1843–1918), Dr. phil., Gymnasiallehrer, Rektor des Gymnasiums 1873/80, Ehrenbürger von Burgdorf 1875, später Rektor des Gymnasiums Bern, ord. Professor für klassische Philologie an der Universität Zürich, ab 1893 Erziehungsrat. – Photo W. Schaufelberger, Burgdorf, 1877.
- Tafel 4 *Agathon Billeter* (1834–1881), von Männedorf, Musikdirektor und Komponist, Ehrenmitglied des Eidg. Sängervereins. – Photo J. Bonnet, Luzern.
- Tafel 5 *Karl Dür* (1821–1885), Pfarrer von Burgdorf 1849/78. 1854 Präsident des neu gegründeten Progymnasiums (vgl. Sämann 1885, Nr. 4.).
- Tafel 6 *Albert Heuer* (1842–1880), 1869/78 Lehrer, ab 1875 am Gymnasium, 1878 ein halbes Jahr Vorsteher der Mädchensekundarschule, 1878/80 †, 1. Pfarrer. – Photo L. Bechstein sen., Burgdorf; – vgl. Heimatbuch Burgdorf I 463 f, Sammlung Bernischer Biographien IV 190 f, Nekrolog im Volksfreund Nr. 302 vom 21.12.1880.
- Tafel 7 *Tertia Gymnasium* Burgdorf 1875. Leider kennt man ausser von Erlach, Volz, Röthlisberger und Ryser die andern nur dem Namen nach.